

Verbundkatalog Kalliope

In: National-Zeitung (Basel). Sonntags-Beilage. Jg. 28, Nr 445, 28.9.1947.

Das Sprach-Problem.

Mann, Klaus

1947-09-28

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

SONNTAGS-BEI LAGE

DER NATIONAL-ZEITUNG

Basel, den 7. September 1947

28. Jahrgang, Nummer 445

Das Sprach-Problem

Von Klaus Mann

«Sprache... Ich setze dieses Wort — ein gutes deutsches Wort — an den Anfang eines Artikels, den ich auf deutsch zu schreiben versuche. Das Deutsche ist meine Sprache — meine Muttersprache, wie man wohl sagt.

Das Vaterland kann man verlieren, aber die Mutter-Sprache ist der unverlierbare Besitz, die Heimat der Heimatlosen. Sogar wenn uns der Vater verlässt, die Mutter wird uns stets die Treue halten. Ihr Segen ist mit uns, auch in der Fremde.

Wenn man Glück hat, findet man ein zweites Vaterland. Aber findet man auch eine zweite Sprache? Liebt die Mutter-Sprache sich je vergessen? Oder können wir zwei Sprachen haben — zwei Mütter?

Diese Fragen beschäftigen wohl jeden, der sich in einem fremden Lande — etwa in den Vereinigten Staaten — eine neue Existenz aufzubauen versucht. Im allgemeinen freilich wird das Sprachproblem, gerade in Amerika, keinem halbwegs intelligenten und gutwilligen Immigranten die Karriere verderben. Man kann auch in gebrochener Englisch-Geschäfte machen, ein Zahnarzt kommt mit einem relativ geringen Wortschatz aus, und niemand wird von einem Konditor oder Damenschneider die Eloquenz eines Winston Churchill erwarten. Der Psychoanalytiker verliert nicht an Prestige, wenn er seine Orakel in stark wienisch gefärbtem Amerikanisch zum Besten gibt — im Gegenteil, die exotische Nuance macht den Herrn Professor eher noch interessanter. Sogar der europäische Schauspieler setzt sich, wenn er Talent hat, am Broadway und in Hollywood durch, trotz dem fremden Akzent — man denke an Elisabeth Bergner, Conrad Veidt, Peter Lorre, Oscar Karlweiss (ganz zu schweigen von den Pariser Herzensbrechern, Chevalier und Boyer).

Es gibt indessen eine Berufsgruppe, für die das Sprachproblem zur Lebensfrage wird — die Schriftsteller.

Die Mehrzahl der deutschen Dichter, die um 1933 ins Exil gingen, lebt immer noch ausserhalb des deutschen Sprachgebietes — und schreibt immer noch deutsch. Einige der Ex-Exilanten sind heimgekehrt — vor allem jene, die sich während der Hitlerjahre in Moskau aufhielten. Johannes R. Becher, Theodor Plivier, Friedrich Wolf, Anna Seghers sprechen wieder als Deutsche zu einem deutschen Publikum, in der russischen Besatzungszone. Wer aber amerikanische Bürgerrechte erworben hat oder zu erwerben gedankt, sollte mit Deutschland abgeschlossen haben. Und so bleiben sie denn im Sprach-Exil, irgendwo zwischen Santa Monica und Manhattan — unentwegt beschäftigt mit ihren deutschen Problemen, ihren deutschen Träumen: Bertolt Brecht und Erich Maria Remarque, Hermann Kesten und Leonhard Frank, Alfred Neumann und Lion Feuchtwanger, Ferdinand Bruckner und Oskar Maria Graf, Hans Habe und Wilhelm Speyer, Joachim Maass und Ludwig Mareuse, Alfred Polgar und Walter Mehring, Berthold Viertel und Fritz von Unruh, mein Vater und Heinrich Mann.

Für wen schreiben sie denn? Vom besetzten Deutschland sind sie abgeschnitten; sie werden dort kaum gehört. Für ein zukünftiges Deutschland also? Ja, und für die Welt — so weit sie nämlich deutsche versteht... Im Uebrigen hängt man von Übersetzern ab.

Übersetzt aber werden nur die Berühmten, und selbst von diesen bleibt ausserhalb des deutschen Sprachgebietes, oft das Wichtigste und Schönste unbekannt. Nehmen wir etwa den Fall Franz Werfels, dessen Bernadette-Roman in Amerika so starken Anklang fand. Das war dem Autor gewisse sehr angenehme — calte Kreator selbst sich bei Preisung, wie er selbst es im Gedichte sagt. Aber diese Gedichteliebt kennt dort drüben kein Mensch; Werfels amerikanische Bewunderer wissen nicht einmal, dass es überhaupt Verse von ihm gibt — und sie sind doch das Tiefste, Lauterste, was er zu geben hatte. Indessen lässt dergleichen sich wohl nicht übersetzen — ebensowenig wie die Jugend des Kleines des Henri IV. oder gewisse grimmig-pointierte Dialoge des Bert Brecht. Was wird aus der schönen Frosch Hugo von Hofmannsthal, in englischer Uebersetzung? Was wird aus dem «Steppenwolf» oder aus «Lotte in Weimar»?

Trotzdem müssen die deutschen Schriftsteller in Amerika ihrer beschwerlichen Mutter und Tyrannin die Treue halten: es bleibt ihnen keine Wahl. Im Gegensatz zum Dentisten oder zum Heldenotter — o beneidenswert kosmopolitische Professionen! — sind die Poeten und Prosaisten in ihre Sprache geschmiedet, sind mit ihr verwachsen, völlig eins mit ihr.

Gibt es wirklich gar keine Möglichkeit, sich freizumachen von der geliebten Fessel?

Doch, man kann englisch schreiben — es kommt auf den Versuch an. Freilich, der Umstellungsprozess ist quälend und riskant. Hat die Literaturgeschichte Beispiele dafür, dass ein Experiment solcher Art jemals erfolgreich durchgeführt wurde?

Ja, es gibt ein paar ermutigende Fälle: Adalbert Chamisso und Joseph Conrad sind die berühmtesten. Aber beide waren noch ganz junge Menschen, als sie von Französischen, beziehungsweise von Polnischen, zum Deutschen, beziehungsweise zum Englischen übergingen. Als Halbwüchsiger schaffte man es wohl noch

— und übrigens erinnere ich mich, von Kennern gehört zu haben, dass Conrad englischer Stil nicht durchaus frei von slawischen Akzenten sei. Nun, ich wäre froh, wenn ich halb so schön englisch schreiben könnte, wie dieser ausserordentliche Pole.

Ich gehöre zu denen, die den Sprung gewagt haben — wir sind unserer nicht viele. In London ist die Anzahl der englisch-schreibenden deutschen Literaten relativ grösser — der Erfolgreichste unter ihnen ist Arthur Köster (ungarischer Abstammung, aber ursprünglich deutscher Zunge); mir fallen auch noch Robert Neumann und Peter von Mendelssohn ein. In den U.S. haben wohl einige Gelehrte und Journalisten sich auf die Landessprache umgestellt; was aber die Schriftsteller im engeren Sinn betrifft, so wüsste ich eigentlich nur Vicki Baum zu nennen (sie ist eigentlich kein Creole, sondern lebt seit beinahe zwanzig Jahren in Amerika); dazu kommen noch einige teilweise amerikanisierte, wie mein Freund Martin Gumpert. Dieser hat in seiner neuen Sprache auf kritischem, populär-wissenschaftlichem und autobiographischem Gebiet Vorzügliches geleistet; ein Ro-

Sterne

von Konrad Bänninger

In Sternennächten grüssen die fernen stillen Gerechten — sie wollen uns wählen zu seligen Bahnen, sie möchten uns reichen die wallenden Hände, sie sind die Ahnen, die immer verbleichen, und Anfang und Ende umschliessen sie weise im himmlischen Kreise.

In Sternennächten rufen die milden Blicke der Alten aus Schattengedälen — sie wollen uns halten die ewige Waage, sie lehren uns leise das treue Gedanken im Sturme der Tage — sie wandeln die Klage zum gläubigen Preise und Anfang und Ende umschliessen sie weise im himmlischen Kreise.

In Sternennächten blicken wir weit — uns trösten die Guten im Schreien der Zeit.

man freilich, den er kürzlich zum Abschluss brachte, ist auf deutsch geschrieben.

Ein englischer Roman liegt auch von mir noch nicht vor; ich bin aber gerade dabei, mir einen auszusuchen. Im Ubrigen sind es schon zwei ausgewachsene Bücher, die ich in der fremden — oder hoffentlich nicht mehr ganz fremden — Zunge zustande gebracht habe, ungenügend eine nicht unerhebliche Menge essayistischer und journalistischer Arbeiten. Seit dem Jahre 1939 schreibe ich kaum noch deutsch; dieser Artikel ist die Ausnahme, welche die Regel bestätigt.

Wer mir vor zwölf oder fünfzehn Jahren vorausgesagt hätte, dass ich einmal der Muttersprache untreu werden würde, dem wäre ich wohl auf gut-deutsch über den Mund gefahren. Aber vor zwölf oder fünfzehn Jahren hätte man ja manches nicht für möglich gehalten, was sich inzwischen doch ereignet hat. Unserem war es auch nicht an der Wiege gesungen worden, dass man einmal als «G. L. in Reih und Glied marschieren würde, und doch fand man sich darin, nach anfänglichem Erstaunen, Man gewöhnt sich an beinahe alles.

Die sprachliche Umgewöhnung ist die schwierigste. Je tiefer man ins Englische eindringt, desto stärker empfindet man die eigene Unzulänglichkeit. Wie unendlich reich ist diese Sprache — die Sprache Shakespeares und Burkes, Melvilles und Whitmans! Und wie verschieden ist sie von der unseren!

Während der letzten Monate war ich damit beschäftigt, einen meiner englisch geschriebenen Bücher (eine kritisch-biographische Studie über den grossen Europäer André Gide) für einen Schweizer Verlag ins Deutsche zu übertragen. Was für eine irri-

tierende und heikle Aufgabe! Am leichtesten ging es noch, wenn ich das Original einfach beiseite schob und keck darauf los schrieb, als ob ich gar kein Übersetzer wäre, sondern ein unabhängiger Schaffender. Aber solche Freiheit gestattete ich mir nur ausnahmsweise; im ganzen hielt ich mich an die englische Vorlage — pietätvoll und pedantisch darauf bedacht, die Silbentrennungen des verehrten Autors möglichst getreu wiederzugeben. Oft war ich nahe daran, mein «alter ego», mein amerikanisiertes Ich aus ganzer Seele zu hasen. Warum benutzte der Bursche so viele Ausdrücke und Konstruktionen, für die es in meiner Sprache — im Deutschen nämlich — die entsprechende Wendung nun einmal nicht gibt? Selbst die einfachsten englischen Vokabeln verursachten mir Kopfschmerzen. Freilich, ich wusste wohl, mein Doppelgänger dort drüben in New York hatte ausdrücken wollen, wenn er Worte wie «challenge», «relaxation», «frustrated» niederschrieb; aber gerade dieses alles genau hienaus machte es mir schwer, mich für ein mehr oder minder korrespondierendes deutsches Wort zu entscheiden. «A challenge» ist eben keineswegs ganz dasselbe wie eine «Herausforderung», die deutsche «Entspannung» entspricht nicht unbedingt der angelsächsischen «relaxation», und man mag auch quälende Viertelstunde lang darüber nachsinnen, ob «a frustrated person» eine «enttäuschte Person» ist oder eine «unbefriedigte». Ist ein «job» eine «Aufgabe», eine «Pflicht», eine «Stellung»? Nun, der Übersetzer «job», mit dem ich es zu tun hatte, war jedenfalls auch «a challenge»; von «relaxation» konnte überhaupt nicht die Rede sein, und es gab Augenblicke, in denen ich mich ganz entschieden «frustrated» fühlte.

Es war im Verlauf dieser peniblen Arbeit, dass mir erst so recht klar wurde, wie sehr meine englische Ausdrucksweise, meine englische Denkungsart sich schon jetzt von meiner ursprünglichen, deutschen unterscheidet. Es ist wohl etwas wie eine psychologische Spaltung, ein schizophrener Prozess, den man durchmacht, wenn man zweisprachig zu werden versucht — interessant, aber beunruhigend.

Wird es darauf hinauslaufen, dass man sich der Muttersprache entfremdet, ohne mit der neuen Zunge jemals ganz vertraut zu werden? Solchen Befürchtungen gibt man sich manchmal hin. Vielleicht war es ein schwerer Fehler, sich auf diese linguistische Metamorphose einzulassen? Dann hätten also die recht, die eigensinnig darauf bestehen, deutsche Literatur herzustellen für eine nur halbverständliche Welt und für ein nebelhaftes Deutschland der Zukunft...

Aber Zweifel und Ungewissheit bleiben einem wohl nie erspart, in welcher Sprache man sich auch bemüht. Der englische Dichter T. S. Eliot — ein Meister, der in seiner eigenen Zunge schreiben darf — kämpft mit dem Wort, um das Wort, wie nur irgendein Anfänger — oder wie einer, der sich auf eine neue Sprache umzustellen versucht. In den Stunden der Niedergeschlagenheit und Erschöpfung erinnere ich mich dieser Zeiten, die in seinem Gedicht «East Coker» stehen:

So here I am, in the middle way, having had twenty years — Twenty years largely wasted, the years of «the war» —

Trying to learn to use words, and every attempt — Is a wholly new start, and a different kind of failure...

Für ihn, wie für mich — für jeden, dem es ernst ist mit der Sprache ist und mit dem Leben: immer wieder das Lernen und Umlernen, immer wieder das Scheitern, und dann ohne wholly new starts, der gänzlich neue Anfang.

«For us» sagt der Dichter, «there is only the trying. The rest is part of our business».

Ein gutes Wort, das wir uns merken sollten — gleichgültig in welcher Sprache.

Voltaire und Victor Hugo

Zwei grosse Namen werden hier nebeneinandergestellt: Voltaire und Victor Hugo.

Kein Wunder, dass Victor Hugo in einer mit Recht berühmten Rede Voltaire gedenkt! Hat wie wäre sein Werk denkbar ohne Leben und Werk Voltaires? Gabe es Hugo, Zola, Anatole France, Romain Rolland, Malraux, Aragon, Gide ohne Voltaire?

«Die Literatur des 18. Jahrhunderts hat die Folter abgeschafft», schrieb Hugo. Ohne ihn zu nennen, dachte er auch dabei gewiss an Voltaire. Denn kein zweiter Schriftsteller, kein zweiter einzelner Mensch hat so viel zur Überwindung der Barbarei und des Aberglaubens, der Folter und des Justizmordes getan wie Voltaire.

Die unduldsame Kirche und die willkürliche Justiz waren im 18. Jahrhundert die sichtbarsten und fühlbarsten Ausdrucksformen eines verrotteten Systems. Gegen sie hat Voltaire in erster Linie gekämpft, am in zweiter Linie das System selbst zu treffen. Seine Sprache, gross und aus seiner Zeit heraus vernehmlich, vielschichtig, aber wird uns noch heute unmittelbar ergreifen.

Al Victor Hugo die Arbeit an seinem Riesenwerk «Les Misérables» begann, entwarf er folgende Widmung: «Denen, die

Der Auswanderer

von Albrecht Schaeffer

(Schluss)

Nach einer Weile fuhr der Mann in seiner Erzählung fort:

«Diese erste war nicht die einzige Überraschung jenes Abends. Ich entdeckte, dass ausser den Schmerzen wohl noch andere Aufregungen das Ende jetzt herbeiführten hatten. In seinen Kleidern fand ich eine Brieftasche und darin einen von einer Berliner Bank für ihren Beamten gefolgerten Ausweis, dessen Lichtbild ihn mit einem Schnurrbart zeigte, den er jetzt nicht besass. Und weiter fand ich mehrere, nach Bankgebrauch umklebte Plättchen mit insgesamt fünfzig Tausendmarkenscheinen. Ich dachte, als ich wieder den Toten liegen sah: Diese Tat hat dich wohl ebenso überrascht wie mich Tod.

Hier folgt ein Lücke in meiner Erzählung. Vor fünf, vor vier Jahren hätte ich sie ausfüllen können; heute ist es mir nicht mehr möglich, und ich fahre also drei bis vier Stunden später in der Zeit fort.

Es war noch nicht Mitternacht, als ich aus dem Keller heraufruf. Das Haus, wie ich schon sagte, war neu, sodass sogar die Ueberbleibsel vom Bau, Ziegelsteine und Kalk, noch nicht abgefahren waren. Nun lag der fremde Tote unter Erde und Kalk im Keller, dessen Boden nicht gemauert war, sondern nur Sand. Ich schloß bei Sonnenaufgang. Früh ging ich meiner Gewohnheit nach zum Postamt, um nach Briefen zu fragen, erhielt auch einen, den ich jedoch nie gelesen habe. Meiner alten Magd sagte ich aber, ich hätte ein Schreiben aus Amerika erhalten, eines Erbschaft betreffend; ich würde mit dem nächsten Zuge abreisen und wohl einen Monat lang ausbleiben. Reisen ihrer Brogeber war sie von jeher gewohnt.

Und ich reiste. Sicher wie ich mich wusste — denn wenn nach jemand geforscht wurde, doch nicht nach mir — fuhr ich zuerst nach München, wo ich den Rest meines Vermögens, ein paar hundert Mark, von der Bank abbob. Dann fuhr ich nicht nordwärts, sondern indem ich die südliche Richtung des Toten aufnahm, durch die Schweiz nach Italien, gelangte indes statt nach Genua, wohin ich wollte, nach Monte Carlo. Und dort habe ich in wenigen Minuten, mit den Hunderten, die ich als eigenes

Vermögen besass, doppelt so viele Tausender gewonnen, ohne dass es mich sehr erstaunte. Sodann fuhr ich nach Spanien, und von dort nach New York.

Wunderbar in dieser Zeit war mein Zustand. Es muss wohl so sein, dass solch eine Tat wie die meine den Täter über sein Gewissen hinweghebelt — soweit, dass es sehr lange währt, bis es ihn einholt. Denn — ich machte mir kein Gewissen, ich empfand überhaupt nicht den leisesten Schatten, dass ich etwas verschuldet hatte. Aber davon später. Auf jener Fahrt also war ich glücklich. Die Welt lag klar um mich her, heiter und mühelos, schwerelos, schaumig wie eine junge Schöpfung, und ich flog so hind- und her, schwerelos, leer und heiter. Nur schauend durchstrich ich eckige Tage lang Manhattan, bestieg dann die Bahn und fuhr westwärts, gegen Texas zu, unterwegs häufig aussteigend und einen Blick werfend in eine Stadt oder Landschaft. Unbekannt war mir noch, was ich erleben sollte; ich glaubte aber, dass ich mich unter dachte, ich würde nicht «Arzt» mehr sein. Auch spürte ich wohl in mir, aber mir selbst unerschreiblich, ein Dunkles.

Allein ich reiste dem Erdendreck schon näher, an dem wir uns jetzt befinden, und schliesslich machte ich im Zuge die Bekanntschaft eines freundlichen Mannes aus Texas, der mir sehr gefiel, so zuverlässig und stilllich bestimmt waren seine Züge. Er berichtete mir freimütig, dass er mitnächst von einer langen Fahrt aus dem Osten komme, nachdem eine da verstorbenen Verwandte ihm nicht das hinterlassen hatte, was sie ihm früher in Aussicht stellte, sodass der erlangte Betrag zur Verbesserung und Vergrößerung seiner Farm nicht reichte, wie er gehofft hatte. Dieser noch fehlende Betrag, den er mir auf meine Frage nannte, war — es wird dich nicht wundern — gerade so gross wie der, den ich von dem im Spiel gewonnenen Gelde noch bei mir trug. Nun — ich habe ihm das gesagt; ich bin mit ihm gefahren, seine Farm anzusehen, und bin sein Teilhaber geworden.

Liebes Kind — das Gut war damals noch klein, aber unter dem gewaltigen Himmel stand alles Gedeihende reich, blank und schön, Korn, Vieh und Obst. Mir ging die Brust auf, als ich sah, dass meine deutsche Heimat war ein hochgelegenes Tal, auf seiner einen Seite verdeckte den Hüben eine nahe und hohe, spärlich bewaldete Bergwand von solcher Grösse und stillen Hoheit, dass sie bei jedem Erwachen am Morgen, wenn ich an

Fenster ihr gegenüber trat, die Nähe einer Gottheit vor mir erhob. Das Land von Texas aber war flach und niedrig und unter dem Firmament und doch nahm es mich auf und liess sich von mir ergreifen. Das mag gekommen sein durch die Lösung von einer Schuld, die ich damals, als ich kam, noch nicht im geringsten begriff. Aber gekommen ist es auch, weil man wohl ein Vaterland haben muss in seiner Jugend, das man lieb hat und eifrig ergreift; dann aber baut es sich innen auf im Mann, sodass er es mitnimmt, wohin er will, und dass ihm Vaterland wieder werden kann jeder schöne Raum, den er bebaut mit männlichen Herzen.

Bevor mein Freund seinen Namen unter unseren Vertrag setzte, habe ich ihm alles von mir gesagt und seine Erwiderung war der Namenszug, den er hinschrieb. Danach fragte er mich, aufblickend mit seinem sicheren Lächeln: ob ich nicht daran dachte, das Geld, das ich dem Toten gewonnen hatte, aber nie in Gebrauch genommen, an die Bank zurückzugeben. Und wahrhaftig: Erst als er mich dies fragte, wurde ich inne, was ich getan hatte. Erst in diesem Augenblick wurde ich inne, dass ich etwas getan hatte, das, wie man sagt, das Licht scheut; und dass es das gleiche Vergehen war, das der Tote begangen hatte; dass ich als Lebender an seine Stelle getreten war. Nicht eine Faser in mir hatte das bedacht. Nun sah ich es mit Entsetzen. Ich sah, dass der Mensch nicht sich angehört, sondern Mächten der Menschlichkeit, die ihn ergreifen und ihn erhöhen oder erniedrigen, wie sie gewillt sind.

Lange Tage bin ich stumm und verdrückt umhergegangen; denn nun kam mehr und noch mehr zum Vorschein. Ich hatte keineswegs nur dasselbe getan wie der Tote. Er hatte Geld unterzogen — ich hatte ihn selbst unterzogen. Er hatte nur einen verirrten Griff in eine Geldkassette getan — ich hatte einen Menschen — und ob einen toten Menschen, er war nicht tot für alle, die ihn kannten — der Welt insgeheim entzogen. Ich hatte es im Dunkeln getan, etwas Dunkles hatte ich getan; einen Dieb gestohlen, um zu seinem gestohlenen Gelde zu kommen.

Auch das war noch nicht Alles. Denn ich musste mich fragen: Wie kam es zu dieser Tat? Wie hat es nur geschehen können? War das in der Natur? Ich konnte es nicht darin sehen; was ich sah, war das Folgende:

arbeitslos; denen, die denken; denen, die leiden. Voltaire hätte kein treffenderes Wort an die Spitze seines Werkes setzen können.

Als Victor Hugo gegen Ende seines Lebens von den Mühsalern seiner Heimatstadt geehrt wurde, dankte er ihnen mit folgenden Worten: Ich bin nur ein Stein auf dem Wege, auf dem die Menschheit marschiert; aber es ist ein guter Weg. Der Mensch ist nicht Herr über sein Leben und über seinen Tod. Er kann seinen Mitbürgern nichts anderes bieten, als seinen ganzen Kraft, um die menschliche Leiden zu mindern, und seinen unbesiegbaren Glauben in das Wachstum der Freiheit. In diesem Sinne waren Voltaire wie Hugo Wegweiser, Führer und gute Kameraden auf der grossen Strasse, auf der die Menschheit trotz allem vorwärts schreitet.

Ungezählte Ehrungen und Würden sind Voltaire in seinem Leben zuteil geworden. Aber alle Titel, Würden und Ehrungen waren ein Nichts neben dem Beinamen, den er sich durch seinen Kampf für einen von der Justiz Ermordeten erworben hatte: «l'homme aux Calas» flüsterte das Volk von Paris ehrfurchtvol, als der vierundachtzigjährige Voltaire im Frühling 1778 zum letztenmal durch die Strassen ging.

Für Calas hat Voltaire gekämpft, und für unzählige andere. Als Calas seinen schrecklichen Tod sterben musste, stand der Dichter im achtundsechzigsten Jahre. Nicht aus jugendlicher Streitsucht, sondern aus tiefem menschlichem Verantwortungsgefühl stürzte er sich in den ungleichen Kampf: als Einzelner für einen Einzelnen gegen eine ganze mächtige Gesellschaft. Dieser Kampf für das Recht der Kirche und willfähriger Justiz Bedrohten oder schon Gemordeten erfüllte die letzten sechzehn Jahre seines Lebens. «Das unschuldig vergossene Blut», schrieb er 1775 einem Freunde, «schreit zum Himmel, und auch ich schreie und will es bis zu meinem Tode tun.» Er liess Wort. Weil er die Aufgabe des Philosophen darin sah, Ungläubliche zu überzeugen, wurde er zum grossen Anwalt aller Unterdrückten, war er, so lange er lebte, die letzte europäische Instanz für jeden, dem Unrecht geschehen war. Wie ihn dieser Kampf gepackt hatte, das zeigt am besten ein Wort, das er nach den Kämpfen für die Familie Calas sprach: «Während elf Jahren habe ich mich ohne Unterlass mit dieser unglücklichen Familie befasst, und während dieser ganzen Zeit habe ich mir das kleinste Lächeln, das mir entschlüpfte, wie ein Verbrechen vorgeworfen.»

Auf seinem Totenbett empfing Voltaire die Nachricht, dass das Gericht ein anderes ungerechtes Todesurteil, gegen das er gekämpft hatte, kassiert habe. Er diktierte den folgenden Satz: «Der Sterbende richtet sich auf bei dieser grossen Nachricht; er

stirbt zufrieden.» Das ist das letzte Wort, das wir von Voltaire besitzen.

Voltaire wie Hugo waren erfüllt von einem unstillbaren Durst nach Wahrheit und Gerechtigkeit, nach geistiger Unabhängigkeit und Freiheit.

Voltaire wie Hugo waren unbefriedigte Kämpfernaturen; weder Verleumdung noch Verfolgung, nicht Verbannung noch Gefahr vermochte sie zu schrecken.

Voltaire war ein grosser Schriftsteller; Victor Hugo war ein grosser Dichter. Aber weit über das Dichterische und Schriftstellerische hinaus reichte ihre allgemeine geistige, ihre menschliche Bedeutung.

Voltaire wie Hugo fühlten sich bis zu ihrem letzten Atemzuge verbunden mit allen «Glenden» und Verfolgten dieser Erde; und aus allen Ländern richteten die Unglücklichen und Bedrohten ihren Hilferuf an diese beiden grossen Männer, denen nichts zu Gebote stand als ihre Feder. Aber diese Feder war eine Macht, dank der Schärfe des Geistes und der Reinheit der Gesinnung. Voltaire wie Hugo waren das Gewissen der Menschheit in ihrem Zeitalter.

Das Leben und Wirken beider Männer umspannte fast ein Jahrhundert: Voltaire wurde 1694 geboren und starb 1778; Hugo lebte von 1802 bis 1885. Ihr Leben war lang, und ebenso lange wahrte ihr Kampf.

Voltaire lebte in einem Zeitalter, in dem der französische Geist der ganzen Welt seinen Stempel aufdrückte: das 18. Jahrhundert ist in einem universalen Sinne das Jahrhundert Voltaires.

Als Victor Hugo lebte, spielte Frankreich diese Rolle nicht mehr. Aber auch Hugos Geist befruchtete Generationen in allen Teilen der Erde. Man kann das 19. Jahrhundert kaum verpflichtend ehren, als wenn man es das Jahrhundert Victor Hugos nennt.

Voltaire und Hugo sprachen aus, was zu ihrer Zeit ausgesprochen werden musste. Beider Ideen aber weisen weit über ihre Zeit hinaus. Darum sind ihre Schriften nicht nur kostbares geistiges Erbe, sondern auch ein Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart und ein Werkzeug zur Gestaltung der Zukunft.

Victor Hugo hat Voltaire nicht nur gebührend: er hat die Fackel, die den müden Händen des grossen Mannes entglitt, aufgenommen und weitergetragen. Das 19. Jahrhundert hat das Werk des 18. fortgeführt. In unserem Zeitalter sind neue Menschen und andere Kräfte die Träger und Vollstrecker der ewigen Ideen, denen Voltaire und Victor Hugo gedient haben.

Walter Fabian.

Die Epochen der Neuere Geschichte

Werner Näf: Die Epochen der Neuere Geschichte. Staat und Staatsgemeinschaft vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. II. Band. (Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau)

In Jahresfrist hat Werner Näf der ersten Hälfte seines gross angelegten Werkes über die «Epochen der Neuere Geschichte» den zweiten abschliessenden Band folgen lassen. Was an dieser Stelle seinerzeit über die wesentlichen Vorzüge dieser epochemachenden Arbeit angedeutet worden ist, findet in der vorliegenden Krönung vollgültige Bestätigung. Es dürfte in den letzten Jahren kaum ein gewöhnliches Lebensbedürfnis erschienen sein, das nach Form und Gehalt den Vergleich mit gesinnungsverwandten Erzeugnissen eines Croce und Huizinga weniger zu scheuen brauchte. Nur im Vorbeigehen sei auch auf die meisterhafte sprachliche Prägung hingewiesen, welche dem Verfasser ein fast unerschöpfliches Instrumentarium an treffsicheren Formulierungen bereitgestellt hat, und die die Erkenntnis des denkenden Lesers in höchstem Masse zu befruchten vermag.

Mehr als Völkerveränderung und Reformation bildet die «Grosse Revolution» einer epochen Einschnitt im Lebensablauf der europäischen Völker und Staaten. Das in langem organischem Prozess willkürlich gewachsene Ancien Régime verfiel der Anfechtung der durch die von dem wirtschaftlich erstarkten, aber politisch sich rechtlos fühlenden Bürgertum vorgetragenen Postulate des übernatürlichen Naturrechts und musste infolge seiner Erstarrung in Feudalismus und Absolutismus dem Verfall preisgegeben werden. Volksschicht nicht mehr entsprachen, untergehen. Die Ausstrahlung dieser Umwälzung von Frankreich aus auf die europäischen Staaten verteilte die Vielfalt der zeitlich und räumlich variablen Lebensentscheidungen der einzelnen Völker, so dass die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts überhaupt kein bedeutendes Ereignis aufweist, das nicht revolutionär oder antirevolutionär ausgerichtet wäre.

Da hier nur einige wenige aus der Fülle der Probleme herausgegriffen werden können, sei bloss erwähnt, dass die Kapitel über die Entwicklungsphasen innerhalb der einzelnen Staaten sowie über die Politik der unmittelbaren Vergangenheit mit zu den aufschlussreichsten Partien des Werkes gehören.

Geschichtsschreibung ist nur dann fruchtbar, wenn sie die ewigen Gesetze menschlichen Zusammenlebens auseinanderlegt und damit ihren Beitrag an die nie vollendete Erziehung des Menschengeschlechtes leistet. Sie kann jedoch dieser Aufgabe nicht wie ein Rezeptbuch gerecht werden, sondern sie muss aus sorgfältigem Abwägen der sich gleich bleibenden Natur des Individuums und den sich wandelnden Konstellationen seiner Einflüsse in die Gemeinschaft auf die Möglichkeiten künftiger staatlicher Gestaltung hinweisen. Je unaufdringlicher solche Wegweiser aufgestellt sind, desto mehr wird ihr Vermerk geschätzt. Näf beschränkt sich auf sparsame, aber um so eindringlichere Andeutungen. Da ist einmal die Feststellung, dass die «Grosse Revolution» als Ausgleich zwischen Staat und Einzelpersonlichkeit wie auch als Normierung des Verhältnisses unter den Trägern des politischen Willens, weit entfernt davon, für die ganze Erde abgeschlossen zu sein, selbst für die abendländischen Völker erst

eine unbefriedigende Legierung darstellt. Noch immer erscheint die Grundfrage von 1789 ungelöst, wie deduktiv gewonnene Prinzipien ohne Verfälschung an die in der Tradition erstarrte Wirklichkeit angepasst werden können. Dass dieses komplizierte Problem heute noch viel schwerer ist, darf jedoch nicht zur Ausflucht in kopfhörnerischen Fatalismus werden, sondern muss auch ohne Hoffnung auf eine Ideallösung als Ansporn für erneute Versuche dienen.

Jede epochale Gliederung einer Erscheinungsabfolge birgt die Gefahr in sich, dass Uebergänge verwischt und kaum wahrnehmbare Leitlinien durch die Versenkung unter die Oberfläche dem verfolgenden Blicke vollends entzogen werden. Es zeugt von der überlegenen Reife von Näfs Anschauung, dass er diese Einseitigkeit dadurch zu kompensieren versteht, solche durch die Antithese der scheinbaren Darstellung zerrissenen Fäden sorgsam wieder zusammenzuknüpfen und damit das auf den geschichtlichen Vorgang gerichtete Okular auf das richtige Blickmass einzustellen. Die Kluft zwischen dem Ancien Régime als einem stabilisierten Zustand und der Revolution als einer politischen Zirkulationskrankheit, durch die Jahreszahl 1789 nur äusserlich markiert, erscheint durch einen scharfen Strich überbrückt, wenn auf den Umstand hingewiesen wird, dass das soziale Ferment der Umwälzung, das amorphe Bürgertum, ohne den Absolutismus der Monarchie und den Merkantilismus ihrer Wirtschaftspolitik seinen politischen Höhenflug nie hätte antreten können. Die revolutionäre Spannung musste entstehen, da diese von der Leitung des Staates abgedammte Klasse sich nicht mehr der Staatsidee unterwerfen konnte und die für ihren Kampf die absolute Volksherrschaft entgegenschickte. Während die Krone unter Gleichheit die Nivellierung des Staatsvolkes durch eine allgemeine Rechtslosigkeit verstand, erstrebte das Bürgertum die Gleichberechtigung zur Freiheit vom Staat (in den Menschenrechten) und zur Mitarbeit im Staat (durch das Aktivbürgerrecht).

Wenn in den europäischen Staaten — und später seit der Gründung der amerikanischen Union auch in den von der weissen

Rasse besiedelten überseeischen Gebieten — die Aufnahme der Aufklärungsgedanken sich nur sehr ungleich vollzog (ihre Siegeszug erreichte in dem Weg von West nach Ost Russland erst im 20. Jahrhundert in dem kaum mehr ideal anzusprechenden Gesicht des Bolschewismus), so sieht Näf und dies ist wohl der originale Gedanke seines Buches, die Ursache dieses Verschiebens nicht so sehr im unterschiedlichen «Temperament» der Völker oder in verschiedener Disposition zur politischen Reife, als vielmehr in der schon im ersten Band entwickelten doppelten Ursache aller abendländischen Staaten. Es ist das tragische Schicksal der überwiegenden Mehrheit der europäischen Gemeinwesen, dass sie im Zeitalter des mittelalterlichen Feudalismus von oben nach unten gegliedert worden sind, dass aber der Aufstieg durch Ständekampf und die Verwirklichung der politischen Reife durch absolute Herrschaft auszubauen vermochte. Die realen, auf ursprüngliche Genossenschaft begründeten oder schon früh durch Selbstverwaltung mündig gewordenen Gemeinwesen, die Eidgenossenschaft und England, repräsentieren dagegen den fundamental anderen Typus des Volksstaats. Die durch die fehlende Anpassung an das aufklärerische Ideogott gemessenen Verhältnisse, die sich längst aus einem Kampf um die Staatsform und um die Gestaltung einer geschriebenen Verfassung zum tödlichen Ringen um die Konzeption des Staatsgedankens und damit um die Existenz des Staates überhaupt ausgeweitet hat. Diese fruchtbare These des Verfassers, welche mit kühnem Brückenschlag über Jahrhunderte innerster Kontinuitäten aufdeckt, lässt erst deutlich erkennen, als welche Pandorabüchse der nationalen Machtstaat sich entpuppt hat.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich der bürgerlich geprägte nationale Staat durch seine Anpassung an die herrschende Struktur ohne Klassenkampf bis zu einem mittleren Grade durchführen lassen, und ein optimales Ziel konnte durch die Unterordnung aller öffentlichen Organe und Parteien unter die Staatsidee als erreicht angesehen werden. Die immer stürmischer ankündigenden Postulate des Sozialismus schienen sich weitgehend innerhalb des demokratischen Rahmens zu erfüllen. Da trat um die Jahrhundertmitte die sich hypertrophisch auswachsende nationale Komponente hervor und gewann in den von der «Grossen Revolution» nur flüchtig berührten Staaten Deutschland, Italien und Russland, wo der Volkskörper sich zu selbständiger Entwicklung aufzuheben begann, hatte aufzuweichen können, die Oberhand. Zwei weitere Faktoren prädestinierten diese Grossmächte noch mehr zu dieser unheilvollen Einseitigkeit: der obrigkeitliche Staatsbau gewährte auch einer konstitutionell beschränkten Regierung die Möglichkeit der bürokratischen Beherrschung des Volkes durch eine zentralisierte Verwaltung, und die monarchistische Struktur überliess der Führung der Nation die Führung der Aussenpolitik. Die Völker tauschten sich über dieses Missverhältnis aus, sorgloser hinweg, als die leichte Übertragbarkeit der demokratischen Apparatur die Illusion erzeugte, eine formale Demokratisierung bilde das Allheilmittel für die Evolution zum Wohlfahrtsstaat. Dass die durchgebildeten Nationalstaaten zu mächtig aufsummierten Aktionsseinheiten emporschnitten, eines Tages zum willigen oder blinden Werkzeug eines Diktators werden konnten, vollzog sich fast unbemerkt. Die aus ebenso verblendetem Fortschrittswahn begeisterte weltumspannende koloniale Expansion verstärkte sowohl die Kriegsfürer wie auch die Verdrängung des Solidaritätsgefühls durch die vom Prestige geleitete Sucht nach imperialistischer Hegemonie; das erst durch die Völkerverdrängung der Nationalstaaten möglich gewordene Weltstaatsystem ging einer Erprobung entgegen, der es nicht gewachsen sein konnte.

Und hier manifestierte sich die vielleicht schmerzlichste Tragik der jüngsten Epoche: die nationale Idee, einst Panacea der um ihre Selbstbestimmung ringenden Völkerschaften und reines Erzeugnis edelster geistiger Kräfte, sank in der realpolitischen Sphäre einer neuen Generation zur Ausbrechlinie aus Selbstbeschränkung und wahrer Staatsraison hinab. Trotz solcher ungebremster Bewegung waren aber weniger die «Führer», als die zum Chor der «Massen» angeschwollenen, durch geschickte Propaganda wie durch die Identifikation von Partei und Staat zu einer vermeintlichen Mission misbrauchte öffentliche Meinung, das eigentliche Triebband. Die schrankenlose Entfaltung staatlicher Macht nach innen und nach aussen enthielt sich als die ungünstige Reaktion des Impetus irrationaler Impponderabilitäten gegen die einseitig rationalistische Aufklärung. Erst die Zukunft wird lehren, ob der Primat der notwendig rational gelenkten Freiheit oder der stets irrationalen, aber ungenügsamen Macht eine neue geschichtliche Epoche einzuleiten vermag. Während im ersten Fall sich die Gemeinschaftsfähigkeit ausgewogener Staaten durch einen Gesinnungswandel bewahren würde, brächte das Gegenteil, nach der in der letzten Vergangenheit in Deutschland und Italien durchgepackten «Generalprobe» zu schliessen, mit der Diktatur als Leugnung von Recht und Solidarität die Selbstvernichtung der ganzen Welt auch ohne die «Atombombe».

P. W.

Kind und Spiegel

Von Hermann Ferdinand Sebüll

Vor dem Spiegel, vor dem neuen,

Hör' ich meinen Bubens schreiben.

Und ich laufe ängstlich hin:

Sieh' ihn nach sich selber greifen.

Ich sollte nicht aus dem Streifen,

Deut', wäret mir: Da drin!

Ach, wie oft, du kleiner Mann,

Habe ich das schon getan.

Und ich konnte mich nicht fassen.

Musst es wohl auch bleiben lassen!

nicht gesehen hatte: nicht gesehen — oder nicht beachtet, doch ich dem mir nicht gesehen.

Es war eine Photographie in einer Hülle von halb durchsichtigem Papier. Diese Hülle nahm ich jetzt ab und sah das Bild eines kleinen Mädchens mit der Unterschrift «Ihrer liebsten Papa seine Dora».

Der Mann sprach nicht weiter. Eine Weile verging ohne Laut; dann erhob sich das Mädchen ein wenig von der Bank und rückte nach links, bis sie, da er sich ausgerichtet hatte, eng an seiner Schulter sass. Weil er still blieb, sagte sie bald darauf — wie man die letzten Worte eines anderen wiederholt, damit er fortfahren soll: — seine Dora.

Sein Atem war lauter hörbar, als er daraufhin weitersprach: «Es ist nicht mehr viel. Bis dahin hatte ich, alles Geschehen mitunter beklagend, so gedacht: Warum geschah mir das alles? Ich sollte nicht, aber ich sollte bald sterben. Ja, ich war glücklich so. Ich wäre aus eigenem Antrieb niemals nach Texas gekommen? Gewiss nicht. Ich sollte einsam sein? Ja, sollte ich wirklich? Nun aber sah ich dein Bild, und es erschreckte mich zuerst, so als hätte ich deinen Vater geliebt. Ja, ich habe lange gebraucht, um zu begreifen, dass an mir keine Schuld gegen dich war, dass du nicht durch mich deinen Vater und Ernährer verloren habtest. Aber nun schien es mir doch geboten, mich nach dir umzusehen; nun — und dass ich dich von drüben geholt habe, hast du immer gewusst.»

Das Mädchen erwiderte alsbald: «Gewusst habe ich es, aber ich möchte es nun auch von dir wissen, wie das andere.»

Und als er nicht gleich begann, fragte sie halblaut: «Wie gefiel ich dir denn?»

Er lachte leicht und erwiderte: «Zuerst leider gar nicht. Was ich im Bilde sah, war das spitze und magere Gesicht aus dem Jammerviertel der Grossstadt, wo den Kindern Laster angeboren werden in ihren Zügen, von denen ihre Seelen noch lange nichts ahnen. Zuerst sah ich ganz heillos aus, sodass ich erschreckt, und erst später erkannte ich in den Augen ein offenes Herz und eine verlorene Seele.»

So fuhr ich denn nach Europa. In Berlin gab ich Auftrag, deinen Verbleib zu erkunden, ich selbst fuhr nach München weiter und deckte alles auf, wie ich vorhatte, und es gelang auch

so, wie ich hoffte; denn es war noch die alte deutsche Polizei, die es anging. Der Vater war damals verheiratet, alle Aufzeichnungen hatten gefunden, der ihn gesehen hatte. Da er seine Tat in keiner Weise vorbereitet hatte, war angenommen, dass er selber das Opfer eines anderen wurde, und als das Geld zurückkam, wurde er bald vergessen. Einige Wochen später empfing ich dich dann aus der Hand eines Mannes, der deinem Vater, seinem Bruder, auf schreckliche Weise gleich. Du wirst heute von ihm nicht mehr wissen; damals warst du so froh, ihm zu entkommen, wie er, dich loszuwerden. Mir bricht der Schweiß aus der Stirn, wenn ich an die Strasse, die Menschen und ihre Gesichter denke. Er war ein Angehöriger jener Truppe, die schwarze Uniform trug. Und du — du tanztest da in Filzern herum und träumtest das zu werden, was die Kinder, die wie du waren, sich träumen: Prinzessin zu sein auf dem Zirkusseel oder einem trabenden Schimmel. Gleich wieder, wie ich mag, arm, selig wie nur je ein Gewächs, dem das Licht fehlt, um zu blühen, und das sich nun in dünnen zackigen Faxen und Grimassen entlädt. Gottlob, du hast es vergessen. Bei der Ankunft in Amerika hatte die gute Nahrung dir schon für das wissende alte ein kindliches neues Gesicht gebildet, weich gefüllt von Sonne und Luft geblüht. Vier Wochen in Texas danach war das Gift, das die Welt zertrümmert will, aus deiner Seele getilgt, sobald in dein offenes Inneres die Tiere kamen und die Gefilde, die Freiheit des grossen Himmels und die klare Güte der Sterne. So bist du ein Mensch geworden, und — seine Stimme stockte. Er fuhr leiser zu sprechen fort:

«— nach dem, was du mir heute gesagt hast, habe ich für dich, wie ich verloren habe...»

Er brach wieder ab, und danach war es lange Zeit still, bis seine Stimme noch einmal brach wurde mit den Worten:

«Mein ist die Rache, spricht der Herr.»

Er schwieg, und nach einem Augenblick folgte die Stimme des Mädchens hinzu, mit dem Ton auf dem ersten Wort:

«Ich will vergelten.»

Dann war es still. Er schau ausser einer geringen Veränderung in beider Haltung sein Arm schloss sich um ihre Schulter, und ihre Hand schob sich vorn in den Rock und auf seine Brust — geschah weiter nichts mehr.